

## So verführt Serge Dorny ein junges Publikum: Mit drei Musikthrillern von Benjamin Britten, voll Meer, voll Jenseits

LYON, Ende April  
Nach Lyon reist man wegen der Würste. Oder wegen der Bonbons. Oder weil es in der Stadt an der Rhône neben der angeblich besten Küche Frankreichs seit Jahren das definitiv geistreichste Opernprogramm gibt – sehr zum Ärger der Pariser Hauptstadtkonkurrenz. Neuerdings denken Musikliebhaber aus ganz Europa noch aus anderen Gründen an Lyon: Hier lassen sich viele aufregende Konzepte besichtigen, mit denen man, so oder ähnlich, ab Herbst in Dresden gerechnet hatte.

Bis zum 21. Februar nämlich war Serge Dorny, derzeit Generaldirektor der Opéra National de Lyon, noch designierter Intendant der Dresdner Semperoper. Er wurde fristlos gekündigt, eine der großen Feinlichkeiten im jüngeren deutschen Kulturbetrieb. Mittlerweile beschäftigt die Angelegenheit Gerichte, Dorny aber kehrt in die offenen Arme Lyons zurück und tut dort weiterhin das, womit er sein Haus seit 2003 zu einem Brennpunkt auf der europäischen Opernlandkarte gemacht hat: Er räumt, zum Beispiel, kurzerhand den Spielplan frei, um drei Wochen lang ausschließlich Britten zu spielen. Warum? Einfach weil er Benjamin Britten zu den wenigen dauerhaft repertoirefähigen Opernkomponisten des zwanzigsten Jahrhunderts zählt.

Zum Vergleich: An anderen großen Opernhäusern, bei allen großen Osterfestivals wurden über die Feiertage wieder die üblichen Highlights serviert. Dorny dagegen zeigte, im täglichen Wechsel, über Ostern das düstere Außenseiterdrama „Peter Grimes“, den Henry-James-Thriller „The Turn of the Screw“ und die japanischen No-Theater nachstilisierte Kirchenparabel „Curlew River“ – und erreichte damit Abend für Abend Auslastungsquoten von über neunzig Prozent. Wie macht er das?

Dorny fährt bei solch gewagten Veranstaltungsreihen die Ernte aus jahrelanger Vorarbeit ein. Ein Wunschpublikum, Altersdurchschnitt etwa vierzig, ist nicht aus dem Stand, nicht bloß mit zeitgemäßen Stücken oder interessanten Produktionsteams zu gewinnen. Im Gespräch berichtet er von den Schwierigkeiten, die er anfangs in Lyon zu überwinden hatte, um der Oper neue Besucher-schichten zu erschließen.

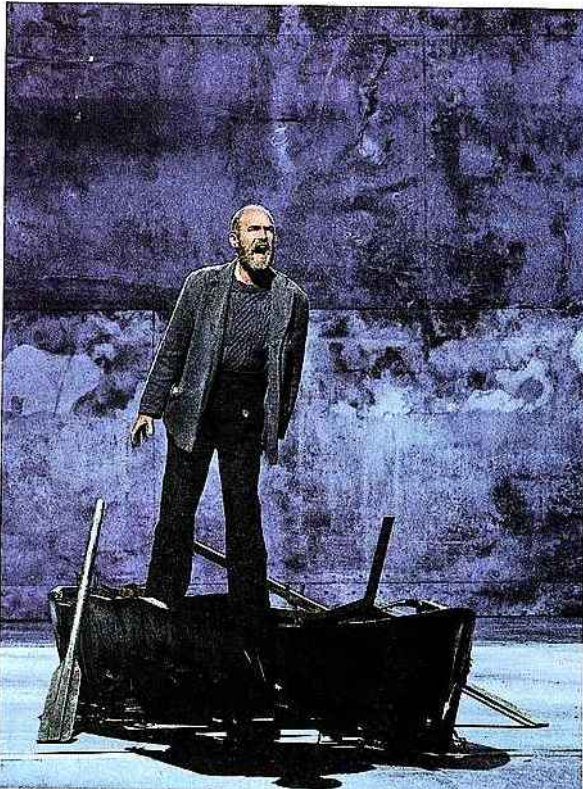
„Curlew River“ wird in Lyon in einer äußerst konzentrierten, ja, fast sinnenfeindlichen Produktion von Olivier Py gezeigt. Eine Nachmittagsvorstellung am Ostermontag, das Zwölfhundert-Plätze-Haus bis unters Dach voll mit jungen Leuten, Schülern, Studenten, Pärchen und auch mit jener am aller-schwersten zurückzugewinnenden Generation um die dreißig, für die Oper als Kunstform heute nicht mehr zwingend zum Bildungskanon gehört. Hier gehen die meisten offenkundig mit einer ähnlich entspannten Neugier in die Oper wie ins Kino oder in eine Ausstellung. Das mag Traditionalisten befremden, und auch Dorny war klar, dass sein Lyoner Oper-für-alle-Konzept kaum eins zu eins auf ein von der Tradition zehrendes Haus wie die Semperoper zu übertragen gewesen wäre. Freilich, in den drei Britten-Aufführungen in Lyon herrscht eine Disziplin im Publikum, eine fast atemlose Konzentration auf das Bühnengeschehen, wie man sie sich in manchem Kulturtempel mit weit elitärerem Selbstverständnis inzwischen wünscht.

Die Produktion von „Curlew River“ bleibt karg, Py setzt ganz auf die Aussagekraft von Text und Musik. Britten hatte die Idee zur ersten seiner drei Kirchenparabeln auf einer Ostasien-Reise, er verband diese Einflüsse dann mit Ritualen des mittelalterlichen Mysterienspiels. Die Regie nimmt folglich immer wieder Bezug aufs kirchliche Laientheater, begnügt sich mit wenigen zeichenhaften Requisiten. So schafft sie Raum für die ergreifende Klage der „Madwoman“, eine Partie, die nach No-Theatertradition einem Mann anvertraut ist: Der Tenor Michael Slattery erfüllt die Rolle der Mutter, die der Schmerz über den Tod ihres Sohnes in den Wahnsinn trieb, mit der Melancholie eines Sinnsuchers, der längst aufgehört hat, in der Absurdität des Weltlaufs ein höheres Ziel erkennen zu wollen. Umso überwältigender die Stimme des toten Knaben (Cléobule Perrot), der Mutter Erlösung verheißend, von der andren Uferseite des Brachvogelflusses aus, im Jenseits.

Ähnlich wichtig ist das Wasser in „Peter Grimes“. Hier führt der Peter-Brook-Adlatus Yoshi Oida Regie, er arbeitet eine buddhistisch inspirierte Metaphysik des Meeres heraus. Die Lebenswelt der Fischer und Krämerseelen am Strand von Suffolk wird mit liebevoll karikierendem Naturalismus dargestellt. Die Meereskulisse schillert im wechselnden Licht wie Seidenmalerei. Diese spartanisch-geniale szenische Lösung (Bühne: Tom Schenk) könnte noch meditativer wirken, wenn die berühmten „Sea Interludes“ nicht laufend durch Umbauten gestört würden, zumal das Hausorchester unter Lyons Musikchef Kazushi Ono Brittens britischen Neo-Impressionismus sehr suggestiv schäumen lässt.

Alles Wesentliche in „Peter Grimes“ spielt sich, wie auch in „Curlew River“, in den Figuren ab. Alan Oke gibt dem Außenseiter Grimes tragische, weniger dämonische Züge, er ist das Opfer, das sich mit jeder Handlung nur immer weiter von der Dorfgemeinschaft isoliert. Stimmlich findet Oke einen schlüssigen Mittelweg zwischen den beiden gängigen Interpretationsmustern dieser Partie: der lyrischen Seelenbeichte in Nachfolge von Peter Pears einerseits und einer stärker heldisch aufbegehrenden Darstellung andererseits, wie sie etwa Jon Vickers gelang. Die Charakterstudien des übrigen Ensembles stehen Oke an Intensität kaum nach, etwa Michaela Kaune als verzweifelte Ellen und der misanthropische Balstrode von Andrew Foster-Williams.

Bei „Turn of the Screw“ darf die junge Regisseurin Valentina Carrasco, die vor zwei Jahren Katharina Wagners „Ring“-Projekt in Buenos Aires reitete, endlich mit einer eigenständigen Regiearbeit in Europa beweisen, dass ihr Überraschungserfolg damals kein Zufall war. Sie lässt den Figuren dieser Gothic Novel ihr britten-typisches Geheimnis. Immer tiefer zieht die Darbietung, virtuos mit Illusionen spielend, den Zuschauer in den Landhausgruselhorror. Geht es hier wirklich um den Missbrauch der Kinder Miles und Flora durch zwei untote Diener? Oder bloß um die schizophrene Wahrnehmung einer überforderten Gouvernante? Die Musik, wiederum plastisch dirigiert von Ono, gibt keine eindeutige Antwort. Doch sie hält die Hörer atemlos in Bann, wie es nur die Oper kann, in ihren besten Augenblicken. CHRISTIAN WILDHAGEN



Der traurige Mann und das Meer: Alan Oke in „Peter Grimes“ Foto Jean-Pierre Maurin

## Wie uns die Oper in den Wahnsinn treiben kann